

(Nachdruck verboten.)

14

## Die Fanfare.

Roman von Fritz Mauthner.

Disselhof unterließ es nicht, jetzt häufig von Italien zu sprechen, das er niemals gesehen hatte; und oft erlaubte er die Sehnsucht in Johannes Augen.

So hatten sie einmal wieder im allgemeinen vom Blau des italienischen Himmels gesprochen. Johanna küßelte an einer handgroßen, belleideten Frauengestalt. Das faltenreiche Gewand war mit einem Hauch von Zinnoberrot übermalt. Das Feldstück, auf welchem das Weibchen ruhte, hatte schon seine grünen und braunen Farbenspritzer erhalten; eben war Johanna dabei, die Spangen auf den Schultern und das Diadem auf dem tief zur Seite geneigten Köpfchen durch Goldspuren hervorzuheben, als Fräulein Betty plötzlich mit ihrer tiefen Stimme bemerkte:

„Das soll gewiß auch eine Ariadne auf Naxos darstellen. Der Stoff scheint ja bei den Griechen sehr beliebt gewesen zu sein! Die Männer sind doch dieselben geblieben.“

Johanna blickte erstaunt auf die geschlossenen Augen des Figürchens in ihrer Hand, dann ließ sie die Arbeit sinken und schaute ins Leere. Wann wird der Befreier kommen?

Niemand außer Disselhof schien die Stimmung Johannes zu bemerken. Dieser hatte mit aufgerissenen Augen des Mädchens Augenspiel verfolgt und sich vor Aufregung halb vom Stuhl erhoben. Dann begann er mit nervöser Hast an seinem Wilde zu malen und nur dann und wann lehrten seine Augen sehen und trotzig wie gestörte Diebe zu Fräulein von Havenow zurück.

Von diesem Tag an blieb Disselhof unausgesetzt lebhaft bei seiner Arbeit. Er plauderte wenig und verbrauchte eine Anzahl von Cigaretten. Aber er reizte den Akademiker und Fräulein Betty immer wieder an, von den unbekanntem Herrlichkeiten Italiens zu schwärmen. Und Johanna erhielt fast nur noch dasselbe Figürchen zur Herstellung, das an die verlassene Ariadne erinnerte. Wenn es seine Absicht gewesen wäre, den Ausdruck der Schwermut auf ihren Zügen festzuhalten, er hätte nicht klüger handeln können. Sie nahm es für einen bitteren Zufall, daß gerade sie das Publikum mit so vielen Wiederholungen dieser Figur versorgen mußte. Immer liebevoller führte sie die Bemalung aus, mit immer innigerem Verständnis blickte sie auf die geschlossenen Augen der Statuette, während Disselhof hastiger und hastiger, mit sichlich wachsender Freude an seinem Bild arbeitete. Aber auch immer sorgfamer wurde seine Bemühung, es niemand sehen zu lassen.

Wenige Tage nachdem Johanna die erste Ariadne-Figur begonnen hatte, trat plötzlich Haffner-von Herne in die Fabrik. Er begrüßte den Meister sehr freundschaftlich und versuchte die Malerinnen durch Kunstgeschwätz über den Unterschied zwischen der Antike und „der Moderne“ zu unterhalten. Für Johanna hatte er Blumen mitgebracht, welche diese sofort mit Fräulein Betty teilte.

Haffner-von Herne schritt dann, ohne eine Einladung abzuwarten, über die zwei niedrigen Stufen zum Meister ins Allerheiligste. Beifällig nickend stellte er sich bald da, bald dort vor den beiden Staffeleien auf und rief endlich mit schlauer Miene:

„Fast so schön wie das Original!“

„Dann wäre ich zufrieden,“ sagte Disselhof. „Das Original ist ein tolles Meisterstück. Entschuldigen Sie, daß ich mich selber lobe. Sie sehen, ich kopiere da mein eigenes Bild.“

Haffner lächelte und drohte mit dem Finger. Rasch sagte er dann:

„Das Bild kaufe ich natürlich.“

„Vom Kunsthändler, wenn Sie wollen!“ rief Disselhof. „Sie wissen, es war bestellte Arbeit.“

Haffner sagte, daß er nun werde überbortelt werden, hielt eine Rede über die Kunstaufgaben des Staats und ging erst, als alle Künstler vor Ungeduld außer sich waren.

Zwölf schlafende Ariadnen waren zum Entsetzen des Kunsthändlers fertig geworden, es kamen schon kühle Tage,

als eines Mittags Disselhof, der seit zwei Stunden nur noch hie und da einen Strich auf die Leinwand geworfen hatte, plötzlich mit einem jubelnden Lachen zurücktrat, Palette, Pinsel, Farbenbüchsen und endlich seinen Stuhl zur Erde warf, seine Mütze schief aufsetzte, die Hände in den Hosentaschen barg und erst mit ironischer, dann mit echter Nüchternheit zu pfeifen begann: „Nun danket alle Gott!“

Die Gehilfen wünschten alle sehnlichst, das fertige Bild zu sehen. Es kostete den Maler sichtbarlich eine große Anstrengung, nicht nachzugeben. Endlich trat er mit einem Fluche fort. Die jungen Leute durften es unter keinen Umständen sehen, wohl aber Fräulein Betty, wenn sie schwüre, vor der öffentlichen Ausstellung kein Wort von dem Gegenstand zu sprechen. Fräulein Betty verstandete ihr Wort bei ihrem heiligsten Besitz, dann trat sie mit Disselhof vor die Staffelei, aber viel sah sie nicht und sie hätte geplaudert. Mit einem lauten Aufschrei schlug sie die Hände zusammen, und auf ihrem Kopf ringelte sich ein grauer Zopf rücksichtslos von allen Nadeln los.

„Sie Erzganner,“ rief sie endlich, „Sie Glückskind! Man sollte die Polizei rufen, Sie sind ein Dieb, ein Räuber! O Du glückseliger Meister, Du!“ Und sie beugte sich herab, um Disselhofs Hand zu küssen. Als er ihr lachend wehrte, ließ sie erregt auf Johanna zu, warf sich aufschüpfend an ihre Brust und rief unter Schluchzen: „Wie froh ich bin, wie froh ich bin, Du bist so schön, und er kamt so schön malen! Und ich alte Jungfer bin noch nicht tot und darf so dicht daneben leben und schauen.“

Dann ging sie beschämt auf ihren Platz zurück und nestelte ihren Zopf zurecht, ohne sein dünnes Endchen bändigen zu können.

## VI.

Der Kunsthändler, in dessen Diensten Disselhof zumeist arbeitete, eröffnete die Winterausstellung in den engen Räumen seines Geschäfts. Ueberallhin an Käufer und Kenner, an Maler und Kritiker, an Träger alter Namen und an die Trägerinnen der schönsten Winteroiletten sandte er seine Einladung für den nächsten Sonntag in Form eines zierlichen Katalogs der ausgestellten Gemälde. Das große Publikum sollte vom Eröffnungstage ausgeschlossen werden, weil es ja doch nicht kam und durch die Zurücksetzung noch am ehesten neugierig zu machen war.

Aller Orten wurden die kleinen Kataloge, welche natürlich alphabetisch mit einer Marine von Andreas Achenbach anfangen, freundlich aufgenommen.

Nur in der Redaktion der Fanfare gab die Winterausstellung Veranlassung zu einer Verschärfung der bisher unausgesprochenen Gegensätze, vielleicht nur deshalb, weil Bode unter der Gefahr seines ersten Prozeßes die Dinge feierlicher nahm, als er es sich vorgenommen hatte.

Die Anklage betraf einen Leitartikel gegen die katholische Kirche. Bode selbst hatte den Aufsatz geschrieben, in welchem nebenbei — zum Aerger Gottlieb Mettmanns — der Ablauf der Reformationszeit mit dem Informatenschacher kaiserlicher Journalisten verglichen wurde. Im übrigen hatten nur zwei unglücklich gewählte Worte die Möglichkeit einer Verurteilung geboten. Bode gab sich alle Mühe, an die Aussicht einer harten Bestrafung gar nicht zu denken. Er war mit seinem Verhältnis zu Mettmann sonst nicht unzufrieden und durfte hoffen, daß der Prozeß ihm kein hartes Martyrium auferlegen würde.

Er hatte sich in das Friedhofsidiyll der Großgörschenstraße so völlig eingesponnen, er hatte von früher her so wenige Beziehungen zu gelehrten Kollegen gepflegt, daß er seit Uebernahme der Redaktion kaum mehr ein fremdes Urteil über seinen neuen Kreis vernahm. Und im Hause der Zeitung selbst blieb es dabei, daß die unsauberen Geschäfte, die er da und dort witterte, nicht zu seiner offiziellen Kenntnis gelangten.

Um die auswärtige Politik kümmerte sich Mettmann weniger als je, da Bodes Leitartikel anfangen, beachtet zu werden. Und wegen der Vorkommnisse in den andern Teilen der Zeitung verständigte er sich ja mit den gefälligen Unterredakteuren selbst. Bode hatte mehrere dieser Herren als so gute Kameraden kennen gelernt, daß er ihnen wohl ein wenig

Nachgiebigkeit zu trauete, sie aber eines Opfers ihrer Ueberzeugung nicht nur fähig halten wollte. Dazu kam, daß er bisher immer den Sieg davontrug, so oft er von einem schmutzigen Handel ersuhr und ihn nicht dulden wollte. Mettmann verfolgte dabei die Uebung, daß er jedesmal Pintus vorschob und den Ueberraschten spielte.

Als einmal im Feuilleton eine begeisterte Hymne auf Gaffners Kraftbier erschien und bei der Gelegenheit Bodes Leibtrunk, ein Münchener Bräu, schlecht gemacht wurde, setzte er es durch, daß einige Tage später dasselbe Bräu durch eine kleine Studentengeschichte angepriesen wurde. Er wußte freilich nicht, daß der Münchener Brauer indessen Mettmanns Macht anerkannt und invidiert hatte. Ebenso ging es ihm mit einem häßlichen Börserartikel und mit einer Reihe von Angriffen gegen eine Operettenbühne. Wenn die Beschimpfungen sich fügten und den Herausgeber mit Inseraten bezahlten, so spielte dieser noch den Rechtschaffenen und ließ Bode gewähren. Es kam sogar vor, daß der Herausgeber in gleichgültigen Fällen ganz ohne Nebenabsicht dem Anstande Gehör gab und große wissenschaftliche Werke, die nicht invidiert waren, in spaltenlangen Aufsätzen loben ließ. Vielleicht schickten die Verleger später aus Dankbarkeit denn doch ihre Inseratenaufträge und dann — Bode hatte sich in gewisser Weise bewährt und mußte geschont werden. Die Zahl der Abonnenten hatte zwar nur ganz unerheblich zugenommen, aber im Ansehen des Blattes war doch eine leise, äußerlich wahrnehmbare Besserung erfolgt. Die politischen Urteile wurden von den älteren Zeitungen nicht mehr mit unerträglicher Verachtung behandelt. Die Fanzare wurde von den Segnern genannt, und Mettmann erlebte zum erstenmale die Ueberrasschung, daß er einen Leitartikel seines eignen Blattes las. Er überhäufte denn auch seinen neuen Redacteur bei jeder Begegnung mit rohen Lobsprüchen über seine Vornehmheit und Ehrenhaftigkeit. Bode empfand das Komische dieser Auszeichnung gar wohl, aber es freute ihn doch, einen so irdischen Geist zur Anerkennung reinerer Absichten gezwungen zu haben.

Der Anfang zu einer Besserung war gemacht, und wenn der Herausgeber sich so weiter auf geradem Wege fortreiben ließ, so war aus der Zeitung Fanzare vielleicht noch etwas Ordentliches zu machen. Um Räthes willen hatte er die Lohnarbeit auf sich genommen, um Räthes willen sollte es ihn doppelt freuen, wenn sein besseres Teil dabei nicht verloren ging.

So stand Bode zu seinem Brodherrn, als an einem der letzten Nobembertage die Einladung zur Winterausstellung des Kunsthändlers eintraf.

Der Redacteur hätte sie kaum beachtet und sie mit den andern Theaternotizen und Einladungen dem Leiter des Feuilletons zugeschickt, wenn er nicht auch folgendes Briefchen von der Hand des Agenten Pintus vorgefunden hätte:

„Mein verehrtester Herr Doktor!

„Mein Freund Mettmann hat mir zugesagt, daß ich über die Eröffnung der Winterausstellung am nächsten Sonntag schreiben darf. Er hat es mir fest versprochen, und Mettmann ist ein Mann, ein Wort. Ich will Ihnen aber nur einen Beweis von meiner Bescheidenheit und meiner Hochachtung geben. Darum frage ich pro forma erst bei Ihnen an, ob Sie einem Keuling auf dem Gebiete der Museu gütigst gestatten wollen, daß er sich die Sporen seiner neuen Carriere in den Spalten der Fanzare verdient.

„Die Winterausstellung inseriert zweimal wöchentlich, zwanzig Zeilen doppelspaltig. Auch schmeichle ich mir mit der Absicht, Ihnen eine Probe von meinen Fähigkeiten zu geben, welche ich mir durch jahrelangen Verkehr mit der Presse und eine ausgedehnte Korrespondenz mit den größten Inserenten des Kontinents erworben habe. Mit kollegialem Gruße Ihr freundschaftlich ergebener M. Pintus.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten)

## Moorkultur.

Den größten Teil der Westgrenze der Provinz Hannover links von der Ems nach Holland zu nimmt ein weites Moorgebiet ein, das man nach einem ehemaligen holländischen kleinen Fort Bour-tange als „Bour-tanger Moor“ zu bezeichnen pflegt. Seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts sind auf dazu geeigneten vereinzelter Sandrücken verschiedene, zum Teil sich gut entwickelnde Koloniedörfer angelegt, ein anderer Teil ist durch Separation parzelliert, und der Rest dient noch jetzt den Herden grobwolliger Schafe, den Hädschmüden, im Winter und Sommer zur großen Weide. Für einen großen Teil der spärlichen Bevölkerung bildet der Buchweizenbau

nach wie vor eine Haupterwerbsquelle für den Unterhalt, und auch der Gänsker kann ihn betreiben, weil er, falls die Einsaat vorhanden, überhaupt keine Vorauslagen erfordert.

Die erste Anlage eines Buchweizenackers bedingt harte Arbeit. Die Moorfläche, die dazu dienen soll, ist mit hohem tiefwurzigem Heidekraut und grobem Grase bestanden, der Pflug kann auf dem weichen Boden, der die Zugtiere einsinken läßt, zumest nicht verwendet werden, deshalb ist man darauf angewiesen, ihn mit dem Karst, der „Gade“, aufzubrechen, eine Arbeit, die in die Wintermonate verlegt wird, wenn das frostfreie Wetter es gestattet. Mit einigen Buchweizen-Pfanntüchen, die auf eine Holzschiffel gelegt und in ein weißes Leintuch eingeschlagen sind, mehreren kräftigen Butterbrotten aus „Schwarzbrod“ (Pumpenidel) und einem Krug mit schwarzem Kaffee oder gelochter Buttermilch versehen, begiebt sich der Landmann morgens in die stille Winterregion des Moores hinaus und schwingt mit Ausnahme der Essensspausen fleißig seine Gade, bis er bei ein-tretender Dunkelheit wieder seine Häuslichkeit aufsucht, um sein warmes Mahl einzunehmen.

Die so aufgebrochene Fläche bleibt bis in die Frühlingsmonate liegen, während dessen der Frost sie etwas zu lockern pflegt, was die ferneren Arbeiten wesentlich erleichtert. Wenn im Frühjahr der Frost aus der Erde gewichen ist und die Heideerde trillernd in die Lüfte steigt, begiebt sich auch der Heidebauer wieder auf seine Moorfläche, um die groben Klumpen zu zerleinern, sie „durchzuhaden“.

Nunmehr muß die Zeit abgewartet werden, bis die Sonne und die Frühlingswinde die Oberfläche etwas abgetrocknet haben, in der Regel bis Anfang Mai, dann kann die Vorbereitung zur Aussaat beginnen. Das Nächste ist das „Aufseggen“. Dies geschieht mittels eines kräftigen Eichenbusches, der mit starken Moorliden (Soden) entsprechend beschwert ist; die Pferde oder Kühe, die zum Ziehen benutzt werden, sind dabei mit runden Brettern unter den Füßen („Holzschuhen“) versehen, damit sie nicht zu tief einsinken. Wenn die Fläche gar zu weich ist, bleibt nichts übrig, als den Busch mit Menschenkraft zu bewegen.

Wenn das trodrene Wetter einige Zeit angehalten hat, ist die oberste Schicht einige Finger breit soweit eingebört, daß sie als torf-artige Masse Feuer annimmt, und jetzt ist es Zeit, das Moor zu „brennen“. In früheren Zeiten mit Feuerstahl, Schwamm und Hundertopf, jetzt mit Zündhölzchen versehen, wendet sich der Bauer seiner Moorfläche zu, die er vorher zur Ableitung des Wassers in schmale, lange Räder durch kleine Gräben („Gruppen“) geteilt hat, sammelt sich etwas trodenes Moos, zündet es an, läßt es einen kleinen Feuerherd bilden und wirft dann das ganze mit einem Spaten vor sich auf die Weide. Wo nur ein Stückchen hinliegt, fängt es alsbald an zu schwelen, ein grauer, muffiger Qualm steigt auf — die Gegend heißt davon auch „Ruffrika“. Der Bauer in seinen Holzschuhen, an denen natürlich kein Leder sein darf, wirft das Feuer weiter und weiter bis es sich über die ganze Fläche verbreitet hat. Er steht mitten im Qualm, so daß man ihn kaum sehen kann, aber das sieht ihn nicht an, es muß eben sein. Da hat man den be-rühmtesten „Haarrauch“ aus erster Quelle! Leichtster Luftzug ist zum Moorbrennen erwünscht, aber bei starkem Winde muß es an Stellen, wo die Umgebung vom Feuer ergriffen werden kann, unterlassen werden, da dann große Heide- und Waldbrände in den ver-eingelten Kieferforsten leicht die Folge sind.

Daß das Moor selbst in größerem Maße in Brand gerät, kommt nur bei außerordentlicher Trodren vor, in der Regel sind die unteren Schichten noch so feucht, daß sie kein Feuer fangen. Die für den Buchweizenbau zu „brennende“ Fläche schwelet selten länger als zwei bis drei Stunden, und das reicht für den Zweck voll-kommen aus, eine weitere Dünung ist nicht nötig.

Der Buchweizen wird Ende Mai oder Anfang Juni sehr dünn gesät, da er sich stark verästelt, und das Einseggen geschieht wiederum vermittelt des Eichenbusches, wie beim oben erwähnten Aufseggen.

In den folgenden Jahren ist die Anbaufläche schon morsch und viel bequemer zu bearbeiten. Dann nimmt der Bauer im beginnenden Frühjahr seinen „Krauel“, ein der bekannten kleinen eisernen Garten-barke ähnliches Instrument, aber mit vier flachen Zinken. Mit diesem läßt sich das Moor leicht aufreißen, und dann ist die weitere Be-arbeitung dieselbe wie vorher vom „Aufseggen“ an.

Der Buchweizen ist eine außerordentlich zarte Pflanze, jedem Bitterungseinsfluß zugänglich und namentlich gegen Nässe und noch mehr gegen Kälte empfindlich. Bei + 2 Grad R. ist die Blüte bereits größtenteils verloren, und wenn ihr alsbald Nässe folgt, setzt sie wenig Körner an. Deshalb sagt der Buchweizenbauer auch nicht mit Unrecht: „Der Buchweizen gerät alle drei Jahre“, und wenn das der Fall ist, erklärt er sich zufrieden, wie der Winger, wenn er alle sieben Jahre einen vollen „Herbst“ hat.

Das zum Buchweizenbau benutzte Moor kann fünf bis sieben Jahre hintereinander gebrannt und besät werden, je nach seiner Qualität und der Dide der von den Heidewurzeln durchwachsenen Schicht. Sodann muß es mindestens dieselbe Frist ausruhen, damit sich wieder eine solche Schicht bildet, und je öfter sich die Anbau-perioden wiederholt, desto länger müssen die Zwischenrisen sein, falls man nicht, wie das in neuerer Zeit mehr und mehr geschieht, auf den tatsächlichen Raubbau des Brennens überhaupt verzichtet und zu andern Kulturmethoden mit künstlicher Düngung seine Zuflucht nimmt.

So kommt das Brennen immer mehr in Abnahme, aber vollständig aufhören wird es noch so bald nicht, da sich für die Fruchtbarmachung des Buchweizenbaues kein gleich billiges Mittel finden läßt. — Hermann Abels.

### Vögel als Wetterpropheten.

In der Wochenschrift „Nerthus“ schreibt M. von der Kall: Schon seit allen Zeiten werden eine Anzahl Tiere als Wetterpropheten bezeichnet und diesen Ruf haben viele sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Ansichten sind allerdings sehr verschieden darüber. Die einen halten sie für unbedingt zuverlässig, während andre ihnen die gerühmte Eigenschaft vollständig absprechen. Die Wahrheit wird wie bei vielen Sachen in der Mitte liegen. Seit frühesten Jugend eifriger Naturbeobachter, habe ich mich oft überzeugen können, daß sehr viele Tiere, darunter auch eine ganze Reihe Vogelarten, für die kommende Witterung ein sehr feines Gefühl besitzen, und daß man sich nach ihren „Prophezeiungen“ in vielen Fällen richten kann. Um aber diese Prophezeiungen richtig zu verstehen, genügt es absolut nicht, in diesem oder jenem hundertjährigen Kalender nachzulesen, dazu gehören eingehende und andauernde Beobachtungen und Aufzeichnungen. Am wertvollsten für diese Beobachtungen sind die Vögel der nächsten Umgebung, die man immer um sich hat, deren Gebahren man genau kennt und bei denen Ungewöhnliches dem auch gleich auffällt. Wer solche Beobachtungen machen will, dem empfehle ich folgende Art.

Ein paar Bogen einfaches Aktienpapier werden zusammengeheftet und jede einzelne Seite durch feinstreichte Linien in drei gleich große Spalten geteilt. In die erste Spalte schreibt man das Datum und was man an den beobachteten Vögeln bemerkt. In die zweite Spalte kommt die Witterung eines jeden Tages. Die dritte Spalte bleibt für besondere Bemerkungen und zur Feststellung der Resultate reserviert. Hat man die beiden ersten Spalten eine längere oder kürzere Zeit gewissenhaft ausgefüllt, so gehe man ans Vergleichen. Es findet sich nun, daß die erste Spalte mit der zweiten in einer gewissen Uebereinstimmung steht. Findet sich da z. B. am 4. 12. 27. Juni verzeichnet, daß bei heißer Witterung die Spaggen ungewöhnlich laut sären, die Hühner emsig im Staub badeten, daß die Tauben zu ungewöhnlicher Zeit in großer Eile vom Felde heimkehrten, ohne nochmals anzuflegen, und in der zweiten Spalte, daß am Tage darauf oder noch am selben Tage Regen und Gewitter eintrat, so ist der Schluß wohl ziemlich leicht, und ebenso leicht die Aufstellung einer Regel. Diese würde in diesem angeführten Falle z. B. lauten: Schreien bei trockenem, heißem Wetter die Spaggen in ungewöhnlicher Weise, baden die Hühner wild im Staube, und lehren die Tauben zu ungewöhnlicher Zeit und mit großer Eile aus dem Felde zurück, so ist Regen und Gewitter zu erwarten. Dieses ist allerdings nur ein Beispiel, aber je genauer und je länger man derartige Notizen macht, um so mehr verwandte Punkte finden sich und um so sicherer und genauer kann man seine Regeln aufstellen. Es ist dies für einen Naturfreund um so interessanter, als er dann die „Prophezeiung“ des einen Vogels durch das Gebahren des andern bestätigt und vervollständigt findet. Ist der Beobachter einmal so weit gekommen, daß er sich eine Anzahl Regeln festgesetzt hat, so kommt er von selbst zu immer weiteren Beobachtungen. Doch haben die Beobachtungen nur Wert für die Gegend, in der sie gemacht werden und können allgemein gültige Regeln nur durch den Austausch vieler Beobachtungen aus allen Gegenden gewonnen werden. Ich lasse nun eine Anzahl bekannter und bereits bewährter Regeln folgen, welche zur eigenen Beobachtung anregen sollen und werden. Sie erleichtern diese auch ganz bedeutend, da sie dieselbe auf sichere Wege weisen.

Ständig freundliches, helles Wetter ist in Aussicht, wenn Krähen und Raben den Schnabel gegen die Sonne ansperrten, morgens auf den Ästeln flügel und Federn ausbreiten und strecken, wenn die Holztaube ihre Stimme häufig hören läßt, die Weißen hoch in die Luft steigen und sich spielend umkreisen, die Geier in hohen Schichten schweben, die Eulen am Tage sären, viele Lerchen singend in der Luft schweben, der Wiedehopf seine Stimme hören läßt und im Frühling eifrig am Nest baut, die Nachtigallen im Frühling ganze Nächte hindurch schlagen.

bleibt bei drohendem Gewitter die Vogelwelt in gewohnter Weise lebendig und geht ihrer gewohnten Beschäftigung nach, so zieht dasselbe vorüber, und mag es auch noch so gefährlich ausseh.

Noch viel zahlreicher sind die Anzeichen, wodurch die Vögel auf Regen, Gewitter und Sturm hinweisen. Wenn Gänse und Enten stark und aufgeregter baden, die Wasservögel sich zusammenrotten oder gar ans Land gehen und Schwälben dagegen über das Wasser streichen, daß sie es mit den Flügelspitzen berühren, auch wenn sie in der wärmeren Jahreszeit über den Boden streichen, wenn Raben und Krähen in größeren Scharen um Felsen und Anhöhen streichen, wenn sie schreiend über Bäche und Flüsse fliegen oder gar untertauchen, wenn Sperlinge und Hühner emsig Staubbäder nehmen, so ist Regen und Wind in Aussicht. Das laute Geschrei und Geklar der Grünspechte an den Bäumen verkündet baldigen Regen. Ein ebenso sicheres Zeichen hierfür ist, wenn sich viele Vögel zusammen auf Bäume setzen, ihre Federn putzen und mit dem Schnabel einlöten,

wenn die Tauben in ungewöhnlich großer Anzahl ihren Nestern oder Schlägen zufliegen, wenn die Reiher schreiend die Fischteiche verlassen, sich wie entmutigt im Felde niederlassen oder sich hoch in die Luft erheben, wenn der Storch seine Nestjungen mit Moos oder Reisig deckt, der Pfau laut schreit und die Rotkehlchen hohe Bäume oder Mauerritzen aufsuchen. Ein Regentag steht bevor, wenn die Hühner nicht „mit den Hühnern zu Bett gehen“, sondern beim Anbruch der Dunkelheit noch futterjuchend umherlaufen. Verbergen sich die Hühner während eines Regens nicht, sondern laufen mit hängendem Schwanz darin herum und suchen Futter, so ist das Regenwetter anhaltend. Ein Gewitter ist nahe, wenn an schwülen Tagen die Tauben mit schnellstem Fluge ihren Schlägen zufliegen, wenn die Wasservögel mit rauhem Geschrei stark baden und ins Wasser tauchen, wenn sich die Landvögel verkrühen und im Dickicht Schutz suchen.

Die bis jetzt angegebenen Regeln beziehen sich nur auf kurze Zeit, doch kann man aus dem Verhalten mancher Vögel zu gewissen Zeiten auch weitere Schlüsse ziehen. So deutet es auf einen kalten und strengen Winter, wenn die Gänse im Herbst recht dick befedert und mit Fettpolstern versehen sind, wenn einige Vogelarten einen Vorrat anlegen und wenn der Seidenschwanz in südlichen Gegenden erscheint. Ziehen im Herbst die Zugvögel früher als gewöhnlich und erscheinen dafür nördlicher lebende Wasservögel auf unsren Gewässern, so tritt frühe Kälte ein. In verschiedenen Gegenden begrüßt man das Erscheinen des Neuntöters mit Freuden, weil man glaubt, daß nach seiner Ankunft kein schlimmer Frost mehr auftritt. Milde Witterung ist im Frühling zu erwarten, wenn die wilden Gänse offene und warme Gewässer verlassen oder wenn bei noch andauernder Kälte regelmäßige Kranichzüge nach Norden ziehen.

### Kleines Feuilleton.

„Schinkenstulle mit Lamberkings.“ Wir lesen in der „Voss. Ztg.“: Es ist in der letzten Zeit wiederholt auf alte Berliner Redensarten hingewiesen worden, und wir glauben, daß es wirklich angebracht ist, solche oft sehr bezeichnenden Ausflüsse des Berliner Witzes der Vergessenheit zu entreißen. Wir wollen deshalb heute an eine solche urwüchsige Berliner Redensart erinnern, die wohl keiner aus der jetzigen Jugend noch kennt, und auch keiner lernen kann, da leider auch das Objekt dieser Redensart nach unsren Erfahrungen unbekannt geworden ist. Wer weiß heute noch etwas von einer „Schinkenstulle mit Lamberkings“? Was ist das? werden die meisten fragen. Vielleicht haben das auch früher schon viele Berliner gefragt, denn man darf bei allen berlinischen Redensarten nicht vergessen, daß Berlin in mehrere, von einander ganz verschiedene Gebiete geteilt war, so daß oft eine Redensart, die im „Voigtland“ ganz allgemein gebraucht wurde, in der Friedrichstadt und in der Potsdamer Vorstadt ganz unbekannt war. So wissen wir aus eigener Erfahrung auch wir, daß die Bezeichnung „Schinkenstulle mit Lamberkings“ in der Spandauer Vorstadt, im Voigtland und im Kiez zu Hause war; ob sie auch in andren Gegenden Berlins gebraucht wurde, ist uns unbekannt. Die Antwort nach der Bedeutung dieser Bezeichnung lautet aber: In jener guten alten Zeit, wo man in gewissen Weißbierlokalen sich noch an einem belegten Butterbrot so ziemlich satt essen konnte, wurde so ein mit Schinken belegtes Butterbrot genannt, auf dem eine so große Scheibe Schinken lag, daß sie an den Rändern herunterhing. Der Vergleich war von dem überhängenden Ende der Fensterlisen, die damals sehr in Mode waren, und deren Namen der richtige Berliner so wie oben geschrieben aussprach, genommen und bezeichnete wirklich recht scharf, was gemeint war. Solche Schinkenstullen „mit Lamberkings“ gab es natürlich nicht in allen Lokalen; ganz besonders erhielt man sie in den alten guten Weißbierstuben, und vor allem leistete Mutter Gräbert im Vorstädtischen Theater darin Vorzügliches. Ich erinnere mich, dort manchmal solche Butterbrote bekommen zu haben, bei denen der Schinken nicht nur überhing, sondern sich sogar noch auf dem Teller ausbreitete; besonders bevorzugten Lieblingen, hauptsächlich unter den Schauspielern, legte sie auch manchmal noch ein Stückchen Schinken zu. Von solchem Ueberfluß weiß man heute nichts mehr; heute erhält man belegte Brötchen, bei denen der Schinken oft kaum die Brotsfläche deckt, und mit dem reichlichen Belag ist auch die Bezeichnung dafür verloren gegangen.

Wandernde Bibliotheken. Ueber die „wandernden Bibliotheken in Nordamerika“ berichtet die „N. Allg. Ztg.“: Es ist noch nicht lange her, da verfiel der Nordamerikaner Derveh auf einen eigenartigen Gedanken, um weite und besonders entlegene Volkskreise mit Bildung und Unterhaltung zu versehen. Das Mittel, gedruckte Verzeichnisse zu verwenden, war schon zu verbraucht, die vielen Umständlichkeiten, der Zeitverlust, die erhöhten Kosten waren sehr empfindliche Fehler. Vielleicht wird es mehr Erfolg haben, dachte Derveh, wenn ich meine Bücher selbst von Ort zu Ort schicke, wenn meine Leute von Haus zu Haus gehen, jedem seinen Lesestoff nach seiner Wahl verabreichen und Gelesenes wieder einziehen und umwechseln. Mit etwa hundert Büchern begab er am 8. Februar 1893, durch die New York State Library unterstützt, sein Unternehmen. Es glückte vollständig. Nicht nur Privatvereine und Privatunternehmer nahmen sofort seinen Plan auf; sogar einige Staaten der Republik, wie New York, Michigan, Iowa und Ohio schufen Einrichtungen nach Dervehs Muster, und

In kurzer Zeit war die wandernde Bibliothek, die traveling library, zu einem nicht unwesentlichen Faktor der amerikanischen Bildung geworden. Im Jahre 1808, aus dem die letzten Zahlen vorliegen, gab es 1667 Bibliotheken mit 74 058 Bänden, wobei also jede Bibliothek im Durchschnitt etwa 45 Bände enthielt, während man im Jahre 1897 nur 939 fliegende Bibliotheken mit 47 671 Nummern zählte. Die guten Erfolge, welche die junge Schöpfung in Amerika erzielte, haben schon oft die Frage nahegelegt, ob sich die gleiche Einrichtung nicht auch in Europa bewähren würde, wie denn diese Angelegenheit auf dem letzten italienischen bibliographischen Kongress zu Genua im Jahre 1899 ernstlich in Erwägung gezogen worden ist. Bis jetzt hat sich die amerikanische Erfindung diesseits des Ozeans noch nicht einzubürgern vermocht, wovon wohl ein Hauptgrund der ist, daß die Leserwelt, mit der Deutch zu rechnen hatte, von der unsrigen vielfach verschieden ist. —

**Litterarisches.**

**Spitzbüben.** Kriminalroman aus dem Berliner Leben von Hans Hyan. Berlin, Jacobsthal. — Der Autor streift durch Kuppelalons, Verbrecherkeller, Spielclubs usw. Das ist an und für sich ein verdienstvolles Unternehmen. Der Berliner Roman, der das Leben und Treiben der Dinnen, Zuhälter und Verbrecher mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe und Sachkenntnis schildert, ist noch immer nicht geschrieben. In Hyan's Buch findet sich hier und da ein lebendiger Zug, hier und da eine fesselnde Scene, hier und da ein Aufschluß über das Treiben jener Kreise. Im großen und ganzen aber hat er das Ziel, das er sich offenbar steckte, nicht erreicht. Seine Arbeit hat zu viel vom phantastischen Kriminalroman der alten Schule und zu wenig von den Eigenschaften des großen modernen Romans. Immerhin ist es dankenswert, daß ein Schriftsteller sich mit jenen Kreisen befaßt. Vielleicht erreicht Hyan ein andermal, was er in diesem Fall schuldig geblieben ist. — E. S.

**Meteorologisches.**

— Die Zunahme der Blitzgefahr. Seit mehreren Jahrzehnten hat Professor W. v. Bezold in Berlin, der Leiter des preussischen Meteorologischen Instituts, sich mit statistischen Untersuchungen über Blitzschläge beschäftigt und ist dabei zu dem Ergebnisse gekommen, daß die Gewitter sowohl an Häufigkeit wie an Heftigkeit zugenommen haben. Als v. Bezold die von ihm erhaltenen Zahlen für die Blitzgefahr mit den Zahlen für die Häufigkeit der Sonnenflecke verglich, kam er sogar auf die Vermutung eines tatsächlichen Zusammenhanges zwischen diesen beiden Gruppen von Erscheinungen, eine jedenfalls höchst überraschende Thatsache, falls sie Bestätigung findet. Die Zunahme der Blitzgefahr in den vier letzten Jahrzehnten des abgelaufenen Jahrhunderts ist auch von versicherungstechnischer Seite durch den Generaldirektor Rahner in Merseburg nachgewiesen worden. Derselbe fand, daß von einer Million versicherter Gebäude in jedem Jahre durchschnittlich vom Blitz getroffen wurden im Zeitraum 1864—76: 111, im Zeitraum 1877—89: 223. Diese Zahlen beziehen sich auf Mitteldeutschland und werden bestätigt durch eine neue Untersuchung, welche Direktor S. v. Zeller auf Grund des Materials der württembergischen Gebäudeversicherungs-Anstalt jüngst ausgeführt hat. Derselbe fand zunächst, daß ebenso wie in Preußen und Bayern die Häufigkeit der Brandfälle überhaupt in starkem Wachsen begriffen ist, daß darunter aber die Brandfälle durch Blitzschlag die stärkste Zunahme zeigen. Es kamen nämlich in Württemberg auf je eine Million Gebäude an Brandfällen durch den Blitz 1861 bis 70: 87, 1871—80: 97, 1881—90: 153, 1891—97: 186. Die Zunahme ist unbestreitbar; aber auch die Zunahme der Brandfälle durch Explosionen, Fahrlässigkeit, Brandstiftung usw. ist während dieser Jahrzehnte erheblich. v. Zeller kommt auf Grund einer genaueren Betrachtung deshalb zu dem Ergebnis, daß man aus den häufigen Blitzschlägen noch nicht ohne weiteres auf größere Heftigkeit der Gewitter schließen könne. Es sei denkbar, daß die Häufigkeit der Entladungen annähernd gleich bleibe, daß aber häufiger als früher der Ausgleich der elektrischen Spannungen an Gebäuden erfolge, weil durch immer zahlreicher werdende Eisenkonstruktionen, durch den Rauch und Dampf der großer werdenden Städte und der zahlreicher aufstauenden Industrie-Anlagen der Blitz häufiger auf Gebäude gelenkt werde. Prof. A. Schmidt in Stuttgart, ein ausgezeichnete Mathematiker, hat den die Blitzgefahr betreffenden Teil der württembergischen Statistik einer weitem, vornehmlich mathematischen Untersuchung unterzogen. Er findet zunächst, daß diese Statistik eine Zunahme der Blitzgefahr aufweist, vermöge welcher sich diese Gefahr im Zeitraum von 44 Jahren annähernd verdreifacht hat. Aber auch die Brandschäden aus andern Ursachen zeigen starke Steigerungen, so daß die Blitzgefahr für sich innerhalb jenes Zeitraums einen von 9 auf 15 zunehmenden Prozentsatz der ganzen Feuersgefahr darstellt. Die Zunahme der Blitzgefahr ist also eine Thatsache, aber zunächst nur eine versicherungstechnische, keine meteorologische. Denn was versicherungstechnisch ein Gebäude heißt, hat sich im Laufe der Jahre verändert. Seinem Wachstum, soweit es durch die Vermehrung der Bewohnerzahl allein bedingt ist, entspricht eine ungefähre proportionale Vermehrung der Brandursachen außer dem Blitz; dem ganzen Wachsen des Gebäudemasses aber und noch besonders dem Wachsen in die Höhe entspricht die Steigerung der Blitzgefahr. Dazu kommt der Umstand, daß mehr und mehr auch die unbedeutendsten Schaden-

fälle durch Brand zur Anzeige gelangen, wodurch die Zahl der Schäden gesteigert, die durchschnittliche Schadensgröße vermindert wird, was die Thatsachen bestätigen. Daß außerdem die Zunahme der Blitzgefahr nur in geringem Maße durch Veränderung der atmosphärischen Bedingungen verursacht sein kann, zeigt die Statistik der Bliztötungen. Nach Angabe der preussischen Statistik kamen auf je eine Million Einwohner Tötungen durch den Blitz vor: 1854—58: 4, 1869—73: 4, 1874 bis 1878: 5, 1879—84: 5, 1885—87: 6, 1888: 5, 1889: 7, 1890: 6, 1891: 6, 1892: 5, 1893: 5, 1894: 5. Hier sieht man nichts von einer rapiden Zunahme der Blitzgefahr, und Prof. Schmidt kommt zu dem Schlusse, daß die versicherungstechnisch nachweisbare Steigerung der Blitzgefahr der meteorologischen Bedeutung entbehrt, weil dieselben socialen Veränderungen, welche eine physisch scheinbare Zunahme der andern Brandursachen erklären lassen, auch eine noch größere scheinbare Zunahme der Blitzgefahr miterklären. —

**Humoristisches.**

— Der Kampf um die Ehre. Das „Hilpoltsteiner Wochenblatt“ bringt in Nr. 62 vom 4. d. M. folgendes „Eingekandt“: Oeffentliche Erklärung.

Seit Juni 1898 befindet sich der Unterzeichnete wegen Erkrankung außer Dienst. Während meiner 17jährigen Thätigkeit als Oberschreiber und Offiziant war ich bei meinen Amtsangehörigen geliebt und geachtet. Wenn ich nun hierfür meinen Dank ausspreche, so muß ich gleichzeitig Klage darüber führen, daß man mich größtentheils als Herr Brandl unter Hinweglassung des Titels Offiziant anspricht. Nachdem man gegenwärtig in einem Zeitalter lebt, wo jeder Ruhm tituliert wird, glaubt auch der Unterzeichnete sich berechtigt, seinen Titel als Rentamts-Offiziant aufrecht zu halten und werde ich daher künftig gegen jeden, der mich absichtlich nicht als Offiziant tituliert, Strafantrag wegen Beleidigung stellen. Greding, im Juli 1900.

Karl Brandl, Rentamts-Offiziant a. D.

— Gemüthlich. Richter: „... Wie wurden denn Sie in die Kauferei verwickelt? (Zeuge fängt, statt eine Antwort zu geben, furchtbar zu lachen an.) Warum lachen Sie denn so unbändig?“ Zeuge (noch immer lachend): „Der Amtsrichter, weil ich gar net weiß, warum ich eigentlich Prügel kriegt hab!“ —

— Dauerhaft. Vater: „Was, schon wieder ein neuer Anzug? Weist Du, wie lange ich meine Anzüge früher getragen habe? Zehn Jahre, bis sie zu eng wurden, und dann habe ich eine Entsetzungskur durchgemacht und sie nochmal fünf Jahre getragen!“ —

**Notizen.**

— Der Ausflug ins Sittliche, Komödie in 4 Akten von Georg Engel, wird als eine der ersten Novitäten des Lessing-Theaters in Scene gehen. —

— Die SeceSSIONsbühne, die am 15. September mit Ibsens „Komödie der Liebe“ ihre Spielzeit im eignen Heim eröffnet, wird in kurzen Zwischenräumen die ersten Aufführungen des von ihr erworbenen Stücks aneinander folgen lassen. Gegeben werden zunächst: „An des Reiches Pforten“ von Knut Hamsun; „Der Tod des Tintagiles“ von Maurice Maeterlinck; „Ohne Gegenwart“ von Rainer Maria Rilke; „Der gnädige Herr“ von Elisabeth Meyer-Förster; „Kreuzigt ihn“ von Carl Heulein; „Königssohne“ von Helge Rode; „Der Thor und der Tod“ von Hugo v. Hofmannsthal; „Hodenjos“ von Jakob Wassermann; „Der Leiballe“ von Lothar Schmidt; „Der heilige Stein“ von Leo Hirschfeld; „Sesame im Wade“ von Hugo Salus. Ferner wird je ein Tag in der Woche Vorstudien gewidmet sein, ein der dramatischen Kunst verwandtes litterarisch-artistisches Genre zur Geltung zu bringen. In der Spitze dieser Vorführungen wird ein eigenartiger Pantomimenchlus von Karl v. Levehow zur Darstellung gelangen. —

— Die Erneuerungsarbeiten im Kunstsalon Cassirer sind beendet und der Oberlichtsaal ist wieder eröffnet. Zur Ausstellung kommen Bilder von Max Liebermann, F. von Uhde, S. von Habermann, Goth. Knehl, Stevogt, Trübner, Pottner. Ferner Bilder des Schotten Hamilton und der Franzosen Bissarro, Sislei, Monet und Massacci. Größere Sammlungen Bronzen von E. Meunier, Krüffel und August Gaul-Berlin vertreten die Plastik. Auch zwei Bilder des so überaus seltenen Hans von Marées befinden sich in der Ausstellung. —

— An dem Holzhaufe auf dem Schafberg bei Pontresina, woselbst Giovanni Segantini, der malerische Verherrlichter des Engadin, sein Leben aushauchte, ist jetzt eine Gedenktafel mit folgender Inschrift angebracht worden: „Hier starb den 29. September 1899 — ein Opfer seines Berufs — Giovanni Segantini, der große Maler der Alpenwelt.“ — Einem andern aus dem Reich der Kunst, Friedrich Kiegele, dem „Einsiedler von Sils-Maria“, soll in dem Engadiner Alpenhöfchen ebenfalls ein Gedenkstein gesetzt werden. Kiegele weilte verschiedene Male zu Sils-Maria, woselbst er einen Teil der „Fröhlischen Wissenschaft“ ausarbeitete (August 1881) und das 2. Buch seines „Zaratustra“ in 10 Tagen niederschrieb. (Juli 1883.) —